

Der alte Bekannte.

„Ja, Pepi, altes Kamel! Wahrhaftig, du bist es, und wie unappetitlich dick du geworden bist!“ rief mich eine gänzlich unbekannte Stimme an, als ich in der Kärntnerstraße einen Geschäftsladen mit großem Interesse musterte; dabei erhielt ich einen so kräftigen Schlag auf meinen Rücken, daß ich mich, um nicht in den Auslagkasten zu stürzen, anhalten mußte.

Rasch drehte ich mich um, in der Absicht, mir eine derartige zärtliche Begrüßung, selbst wenn sie von einem intimen Freunde herrührte, für die Zukunft ganz energisch zu verbieten, starrte aber zu meinem nicht geringen Erstaunen in ein mir vollkommen fremdes Gesicht.

Vor mir stand ein kleiner behäbiger Herr, ungefähr in meinem Alter von nicht ganz einwandfreiem Außern und hielt mir grinsend beide Hände entgegen.

Ich war so verblüfft, daß ich die mir schon auf der Zunge liegende Bemerkung zu machen unterließ.

„Kennst du mich denn wirklich nicht mehr, lieber alter Freund, weil du mich so anglozt wie eine Kuh ein vor=

überfahrendes Motorrad? Aber alt bist du geworden — gräßlich alt. — O, das Haarfärben hilft dir nichts — das erkennt man sofort — und diese rote Nase! — Ja, pokulierst du noch immer so wahnsinnig drauf los?“

Das war ein furchtbar aufrichtiger Mensch; wie konnte jedoch jemand in einer solchen Weise mit mir, einer Standesperson, reden, wenn er mich nicht genau kannte!

War es nicht doch möglich, daß ich bei meinem elenden Physiognomiegedächtnis mich nicht sogleich eines alten Kameraden erinnerte?

Während ich mechanisch die dargebotenen Hände ergriff, ging ich in rasender Eile die ganze Stufenleiter meiner ehemaligen Bekannten und Freunde durch und verglich im Geiste das Gesicht des zärtlichen Freundes mit jenen meiner früheren Vertrauten.

Aber all mein Nachsinnen war vergebens, diese Erscheinung glich ihnen nicht im entferntesten.

„Nun also“, fing der Rätselhafte an, als ich den schüchternen Versuch machte, ein wenig freundlicher dreinzublicken, „ich wußte es ja, daß du dich meiner noch entsinnst, es wäre aber auch unbegreiflich gewesen, nachdem wir so viele Jahre fast täglich zusammentrafen. — Was macht denn die Lotte, die muß schon hübsch groß geworden sein? — und deine Schwester, ist sie schon verheiratet? — Dein armer Vater hat leider so früh das Zeitliche gesegnet, aber die Mutter ist wohl noch recht rüstig? —

Wie oft sagte sie zu mir, wenn ich die Abende bei euch verbrachte: „Du mußt jetzt nach Hause gehen, lieber . . .“

Mit offenem Munde und angehaltenem Atem folgte ich diesen Reden. Der unheimliche Mensch wußte Details über mich und meine Angehörigen, die ein Fremder unmöglich besitzen konnte, er hatte also in unserem Hause viel verkehrt, meine Mutter sagte ihm sogar du — aber den Namen, den sie ihm beigelegt hatte, überhörte ich infolge des Straßenlärmes.

Er schien übrigens wenig auf meinen Gesichtsausdruck zu achten, sondern faßte mich familiär unterm Arm und zog mich in der Richtung gegen die Ringstraße fort, indem er mir noch vieles erzählte, was mir immer mehr die Überzeugung verschaffte, ich habe es mit einem alten Freund zu tun. Das Einfachste wäre nun allerdings gewesen, rundweg zu erklären: „Mein lieber Herr, ich kenne Sie nicht, trotz Ihres Geflunkers“, aber ich genierte mich, dies einzugestehen und hoffte immer noch, die Person an meiner Seite würde mich selbst auf die richtige Fährte führen.

Selbstverständlich konnte ich die vielen Fragen, die man an mich stellte, nicht unbeantwortet lassen und so entwickelte sich ein ziemlich lebhaftes Zwiegespräch, bei welchem ich mir über die Unkenntnis des Namens einfach damit hinweghalf, daß ich ihn mit „Lieber Freund“ apostrophierte, während er mich einmal „Pepi“, dann wieder

„Altes Haus“, manchmal wohl auch „Altes Kamel“ zu benennen beliebte. Nun hielten wir vor Sachers Restaurant hinter der Hofoper an.

„Lieber Freund“, ließ sich der Unbekannte an meiner Seite hören, „du bist doch bei Sacher bekannt, nicht wahr?“

Ich bejahte selbstverständlich, denn ich kannte dieses teure Restaurant nur zu gut.

„Nun, dann gestatte mir, dich auf ein Glas Sekt einzuladen, beim Champagner läßt sich leichter sprechen als hier auf der lärmenden Straße, wo einem die Kehle förmlich austrocknet.“

Natürlich refüsierte ich mit aller Entschiedenheit, weil ich vor dem Nachteffen niemals Sekt nehme, weil ich zu Hause erwartet würde und noch als Arzt bei einem Kranken vorsprechen müsse usf., aber der Fremde ließ keinen Grund gelten.

„Zehn Minuten wirst du wohl für einen alten Freund, den du 10 Jahre nicht gesehen, noch übrig haben“, meinte er ganz entrüstet und nötigte mich, trotz alles Sträubens, ins Restaurant einzutreten.

Die Kellner, die mich sehr gut kannten und nicht wenig verwundert waren, mich in Gesellschaft eines so fragwürdigen Individuums zu sehen, halfen uns beim Auskleiden, hängten meinen modernen Frühjahrsüberzieher in einiger Entfernung von dem äußerst abgetragenen und altmodischen Winterrocke meines Begleiters auf, um damit

den Unterschied besser zu markieren und frugen uns nach unseren Wünschen. Der Fremde bestellte die teuersten Speisen, Chablis, Rheinwein, Bordeaux und ordnete an, daß man zum Überflusse noch zwei Flaschen „Veuve Cliquot“ kalt stelle.

„Lieber Freund“, fing ich nun an, als die Kellner fortgeeilt waren, um das Bestellte zu bringen, „was fällt dir denn ein, wir sind doch nur zu zweit — willst du mich denn unter den Tisch trinken — mache dir doch keine solchen Auslagen wegen mir — wir können ja ein andermal zusammenkommen.“

„Nein, nein“, wehrte er ab, „wer weiß, wann ich dich wiedersehe, wir müssen den heutigen Tag feiern. Wegen der paar Kronen, die das Ganze kostet, muß ich noch lange nicht meinen Rennstall aufgeben oder meine Stadthäuser belehnen.“

Die Erwähnung des Rennstalles und der Stadthäuser beruhigte mich einigermaßen, wenigstens brauchte ich nicht zu fürchten, daß er sich wegen mir in Schulden stürze.

Das Diner wurde aufgetragen. Es war ein durchaus erstklassiges, nur zu reichhaltiges Festessen, bei dem die Weine die Hauptrolle spielten.

Der Fremde war die Liebenswürdigkeit selbst, doch ließ er sich die Speisen und Getränke ebenfalls trefflich munden, so daß ich, um nicht unartig zu erscheinen, auch wacker zugriff und meinen Mann ordentlich stellte.

Jetzt erfuhr ich endlich den Namen; er hieß Karl Mayer. Diese Auskunft befriedigte mich aber keineswegs, denn ich konnte mich trotz intensivsten Nachdenkens nicht an einen „Mayer“ erinnern, mit dem ich je auf besonders freundschaftlichem Fuße gelebt hätte.

Beim Nachtische kam ein Kellner zu mir und flüsterte mir etwas ins Ohr. Man rief mich zu einem Patienten, die Sache war sehr dringend.

Als ich mich erhob, bemerkte ich zum Glück meinen alten Freund Baron Helldorf an einem Nebentische. Es war nun nicht mehr als natürlich, daß ich Helldorf mit Mayer bekannt machte, denn es schien mir nicht anständig, meinen Gastgeber allein zurückzulassen. Helldorf war übrigens ein Freund des Champagners und gern bereit, meine Rolle zu übernehmen.

Nach einer Stunde kam ich zurück, traf jedoch nur mehr den Baron an, der mit dem Zahlkellner ein lebhaftes Gespräch führte. Mayer war verschwunden.

„Wer ist dieser Herr, mit dem du mich bekannt machtest?“ frug mich Helldorf in vorwurfsvollem Ton, als ich mich den beiden näherte.

„Nun, wer anders als ein alter Freund von mir, mit dem ich meine halbe Jugendzeit durchlebte“, erwiderte ich erstaunt.

„Ach, dann begreife ich auch seine Ungeniertheit, mit welcher er in deinem Namen Schulden entrierte.“

Zu meiner nicht gerade freundigen Überraschung erfuhr ich von Hellendorf, Mayer habe sich bei ihm 100 Kronen ausgeliehen, weil ich ihm mit seiner Börse, die ich angeblich zu mir steckte, fortgegangen war, und vom Zahlkellner, daß der fremde Herr die Kosten für das Diner auf mein Konto setzen ließ, da die 100 Kronen zur Bestreitung desselben nicht ausgereicht hätten.

Was blieb mir nun anderes übrig als zu zahlen, und zwar mit lächelndem Gesichte, weil ich nicht eingestehen wollte, daß ich das Opfer eines geliebten Gauners geworden war.

— — — — —

Acht Tage später saß ich mit Hellendorf zusammen in einem Kaffeehaus auf der Ringstraße.

„Sieh doch nur“, sagte er zu mir und hielt mir das „Interessante Blatt“ hin, „diese Person, die mit der Überschrift ‚Gefährlicher Hochstapler‘ unter den Polizeinachrichten abgebildet ist, gleicht doch auf ein Haar dem Herrn, mit dem du mich beim Sacher bekannt machtest.“

Ich nahm die Zeitung in die Hand und erkannte sofort meinen Mayer von der Kärntnerstraße trotz meines schlechten Physiognomiegedächtnisses.

„Was dir nicht einfällt“, entgegnete ich, „ähnlich sieht er ihm wohl ein wenig, aber der Mayer, mit dem ich damals soupierte, ist es nicht; der ist ein Ehrenmann.“
